

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Schwarzwälder Bote. 1845-1858 (1858) Unterhaltungsblatt

20 (14.5.1858) Erste Beilage zum Schwarzwälder Boten

Unterhaltungsblatt

des Schwarzwälder Boten.

N^o 20. Erste Beilage zum Schwarzwälder Boten vom 14. Mai 1858.

Eine Auswandererfamilie.

(Fortsetzung.)

2.

Wir verlassen die weiten, unendlichen Waldungen des westlichen Amerika's, in deren Schooß noch Raum ist für viele Millionen, die aber für jetzt dem an Geselligkeit gewöhnten Menschen nur einen unwirthbaren Aufenthalt gewähren, und verlegen uns an die Ufer des schönsten der Flüsse Europa's, des königlichen Rhein's. Hier ist die Natur willfähriger, zuvorkommender, nicht so rauh und unbändig, aber auch nicht so jungfräulich wie dort, vielmehr schon lange gewöhnt an den Umgang der Menschen, und dadurch, wie Alles, was mit den Herren der Schöpfung in nahe Berührung kommt, entartet. Man merkt ihr dies jedoch nicht an; sie hat sich bräutlich geschmückt und sieht auch wirklich aus wie eine Braut, obgleich in ihrem grünen Kranze verfallne Burgen als Edelsteine glänzen und der helle, wehende Schleier des Rheines von den Rauchwolken der Dämpfer gesäumt wird.

Der Frühling zog längs den Ufern und hielt dort sein königliches Hoflager; alle Bäume waren von Blüthenschnee bedeckt und die Nebenhügel prangten im ersten jungfräulichen Grün. Es ist schön zu dieser Zeit am Rhein, wenn der Waldmeister blüht und der jugendliche Bacchus mit den zarten Dryaden loset!

Unterhalb Coblenz liegt auf dem rechten Ufer ein Landgut an einem Bergabhange, von Neben- und Fruchtselbtern umgeben; es ist einer der reizendsten Punkte der ganzen Gegend. Die eine halbe Stunde entfernte Stadt, auf dem Delta zwischen Rhein und Mosel, scheint aus der Wasseroberfläche emporzutreten; auf der einen Seite schließt der Ehrenbreitstein das Bild, welches sich weit bis in die ferne Eifel ausdehnt und auf der anderen Seite erst mit den hinter Neuwied ansteigenden Höhen abgrenzt. Alles, was in diesem reichen wundervollen Halbkreise liegt: der Rhein aus den hohen Bergen oberhalb Coblenz hervorbrechend und erst in dem Felsenthor von Andernach verschwindend; die Mosel, im weiten Bogen zögernd sich ihm nahest, um nun ihm für immer anzugehören; die reichen Fluren mit unzähligen Dörfern geschmückt, welche aus den Wäldern der Obstbäume lächelnd hervorschauen; die wildgetürmten Berge des Laacher-Sees, in deren Inneren es früher geglüht und getobt hat, wie in mancher Menschenbrust, die aber jetzt kalt und ausgebrannt sind, wie viele von diesen; und endlich der blaue ferne Ring der Eifel — das Alles erfährt der trunkne Blick auf einmal von jenem Hügel aus, auf welchem das Gut „Fernheim“ liegt.

Das Gut gehörte zur Zeit unserer Erzählung im Jahre 1842 einem Manne Namens Dalberg. Er hatte es von seinem Vater ererbt, von dem es in den Kriegsjahren in einem ziemlich verwilderten Zustande aber wohlfeil angekauft worden war, der aber, so wie Dalberg selbst, Vieles daran verwendet hatte. Da dies mit Umsicht und Ueberlegung begonnen, mit Thätigkeit und Geschmack ausgeführt worden, so war Fernheim, abgesehen von seiner reizenden Lage, jetzt auch in landwirthschaftlicher Beziehung eine Zierde der ganzen Gegend. Dalberg stand in dem kräftigen Alter von vierzig Jahren, er hatte eine tüchtige Schul- und Universitätsbildung genossen, war dann einige Jahre gereist, hatte fast ganz Europa durchstreift, Amerika besucht, und sich vor etwa zwanzig Jahren, nach dem Tode seines Vaters, verheirathet. Er

war ein Mann von tüchtigen Gesinnungen, und für das Wohl seiner Mitmenschen leicht begeistert, welches Alles er nicht nur durch Worte, sondern auch durch Handlungen zu beethätigen sich bemühte; er besaß ein freies, offnes Wesen und sprach unverbolen seine Meinung, auch über das, was er für Unrecht hielt, aus. So lebte er, unabhängig in jeder Beziehung, von den Meisten geachtet, von Vielen geliebt, und nur von Wenigen angefeindet und beneidet. Ueberall giebt es ja solches Gewürme, das den Schmutz lebendig macht und aus diesem seine Nahrung erhält.

Die Gebäulichkeiten in Fernheim waren räumlich und schön. Gegen den Rhein zu befand sich eine geräumige Halle, welche mit Geschmack eingerichtet, ihrer besonders reizenden Lage wegen, zum gewöhnlichen Aufenhalt der Familie diente. Man trat aus derselben durch eine Glashüre in den Garten, der hier eine freie mit Sizen versehene Terrasse bildete, an welche sich mehrere andere tiefer gelegene, von Weingeländen beschattete angeschlossen.

In jener Halle saß am Abend eines schönen Maitages eine fröhliche Gesellschaft von Männern und Frauen. Die weiten Flügelthüren waren geöffnet und die balsamische Luft zog zugleich hinein mit den Strahlen der scheidenden Sonne, welche als eine glänzende Kugel hinter die scharf gezeichneten Berge des Laacher-Sees versank.

Nach rheinischer Sitte prangte auf dem schneeigen Linnen des großen runden Tisches nicht der sumrende, melancholische Theetischel; sondern eine mächtige Kristallschaale, gefüllt mit funkelndem Weine und würzig duftendem Waldmeister. Man nennt dieses wundervolle Getränk, zu welchem die brennende Gluth der Sonne und der kühle, feuchte Schatten des Waldes ihre werthvollsten köstlichsten Gaben schenken, im gewöhnlichen Leben „Mat-trank“, und er allein ist es auch nur werth, in jenem sehnenen, phantasiereichen, liebebedürftigen Monat getrunken zu werden.

Einzelne langgehaltene Akkorde des Claviers begleiteten den Gesang einer schönen weiblichen Stimme. Die Sängerin hatte eben geendet und wandte den zierlich geformten, von nachtschwarzen Locken umspielten Kopf mit einem etwas zweifelhaften Lächeln nach einem hinter ihr stehenden jungen Manne um.

„Nun?“ fragte sie, indem ihre zierlichen Finger noch immer leise Akkorde dem Instrumente entlockten; „nun? auch diese nicht?“

„Ich verstehe zu wenig von Musik, gnädige Frau,“ erwiderte der Gefragte, indem er kaum merklich den Kopf neigte, „aber wenn ich sagen sollte, daß sie mir gefiele, so müßte ich die Unwahrheit sprechen.“

„Mir gefällt sie auch nicht; noch weniger als die drei ersten. Versuchen wir eine andere, eine erhält doch vielleicht Ihren Beifall,“ sagte die schöne Sängerin mit einem Lächeln, das eben so schelmisch als spöttisch seyn konnte, indem sie plötzlich einen gewaltigen c dur-Akkord anschlug.

„Aber meine gnädige Frau,“ unterbrach sie der junge Mann, „es kann wahrlich nicht darauf ankommen, ob eine dieser Melodien mir gefällt, da ich weder ein Deutscher, noch ein Musikkenner bin.“

Die Sängerin blickte ihn fragend an, ohne den eben angeschlagenen Septimen-Akkord zu beenden, als erwarde sie von ihm auch hiebei die Auflösung.

„Er hat ganz recht,“ rebete Dalberg dazwischen, was kann er für ein Interesse an der deutschen Nationalhymne haben, zu welcher unsere Musiker das schöne Beder'sche Lied durchaus machen wollen, wozu es aber gar nicht paßt und was es auch niemals werden wird.“

„Nicht?“ erwiderte die Sängerin, „wissen Sie das so gewiß? warum sollen wir nicht eben so gut eine Nationalhymne haben, wie die Franzosen und die Engländer; der Deutsche ist viel empfänglicher für Musik, als alle übrigen Völker.“

„Das mag seyn, aber solche Lieder werden nicht am Clavier mit Hülfe des Generalbasses erfunden, sie schafft allein eine große Zeit, eine allgemeine Begeisterung, und diese ist in der jezigen wahrlich nicht vorhanden, aber kommen Sie, der Maitrant ist fertig, ich bin neugierig, wie er Ihnen munden wird.“

„Sie haben mir soviel davon in Amerika erzählt, daß ich, da ich Ihren guten Geschmack kenne, nicht im Mindesten an seiner Trefflichkeit zweifle.“

„Also „Auf den freien deutschen Rhein“ und daß bald eine Melodie dazu gefunden werde!“ rief Dalberg, als die Gläser gefüllt waren.

„Pfui, wie abscheulich, ich trinke nicht,“ sprach die junge Frau in das allgemeine Geräusch des Anstoßens, zog ihr Glas auch von dem Dalberg's zurück, beharrte jedoch nicht auf ihrer Weigerung, als Southey mit einem besonderen Ernste, der zum Theil der ihm fremden Sitte galt, sein Glas dem ihrigen näherte.

Die Gesellschaft bestand außer den drei gedachten Personen noch aus dem Pfarrer des nahegelegenen Ortes, einem Arzte, der eben daselbst wohnte und aus der Frau Dalberg's.

„Nun,“ sagte Dalberg, „wie munden Ihnen unser rheinisches Getränk?“

„Sie wissen, ich liebe keine geistigen Getränke, aber wenn es denn doch einmal seyn soll, müssen sie auch wirklich Geist enthalten. Dieser Maitrant kommt mir vor, wie ein junger, unwissender Stutzer, der ein hübsches Gesicht hat, sich gut zu kleiden und zu schwätzen versteht, dessen Umgang für die Dauer aber nicht angenehm seyn kann.“

„Wir trinken denselben auch nur im Monat Mai,“ bemerkte mit Ernst der Geistliche.

„O! auch schon im April, und auch noch zuweilen im Juni,“ setzte spöttisch lächelnd die Sängerin hinzu.

„Es wundert mich nun nicht mehr, daß die Frauen hier am Rheine ebenfalls den Maitrant lieben,“ sagte lächelnd der Amerikaner.

„Sie sagen uns große Artigkeiten.“

„Ich wüßte nicht —“

„Nun, nachdem Sie eben unser Lieblingsgetränk mit einem Geden verglichen, finden Sie es natürlich, daß die rheinischen Frauen seinen Umgang lieben.“

„Sie müssen entschuldigen, gnädige Frau,“ sprach Southey nicht ohne Verlegenheit, während Dalberg sich an dieser kleinen Niederlage seines Freundes weidete, „es war wirklich so nicht gemeint — Sie wissen recht gut, was ich sagen wollte und legen meinen Worten absichtlich einen boshaften Sinn unter,“ setzte er lachend hinzu.

„Immer besser. — Helfen Sie mir doch, liebe Freundin,“ wendete sich die Angeredete an Dalberg's Frau, „sehen Sie nicht, wie abscheulich man mit uns umgeht?“

„O! Sie werden schon allein fertig werden, es wäre das erste Mal, daß Sie einer solchen Hülfe bedürften.“

Die junge Frau schien diese etwas unartige Bemerkung der Wirthin zu überhören, wollte vielmehr eben das Gespräch mit Southey fortsetzen, als Dalberg zu einem Spaziergange durch den Garten einlud.

Draußen war die Sonne untergegangen und die zauberische Gegend lag im verglühenden Rothe des Abends. Zwei Dampfschiffe, eins auf der Thal, ein anderes auf der Bergfahrt, durchzogen den glatten Silberstreif des Rheins und schossen, sich begegnend, schnell aneinander vorüber.

„Ein Paar schöne Schiffe,“ bemerkte Dalberg, „namentlich das Strom ab fahrende, es ist die Victoria, das schnellste Schiff des Rheines.“

Southey lächelte spöttisch.

„Ich weiß, was Sie sagen wollen; in Amerika fährt man schneller, aber man achtet auch kein Menschenleben. Was liegt am Ende daran, eine Stunde an Zeit zu gewinnen, wenn man immer in Furcht seyn muß, Gut und Leben zu verlieren.“

„Das ist so Cure Art zu denken, Cure deutsche Art; man nennt das bei uns Wagen, lieber Dalberg; ohne Wagen giebt es selten einen Gewinn. Die Zeit ist das Edelste von Allem; eine Stunde ist oft eine Million werth; ich kann sie erringen, wenn ich wagen will — Ihr aber habt eure Einrichtungen alle so sicher getroffen, daß so etwas unmöglich ist und allerdings auch höchst selten ein Dampfessel springen wird.“

„Dennoch halte ich es mit unserer Art, lieber Southey, mit unserer deutschen Träumerei, wie Du es nennst, wenn auch nicht in der großartigen Weise, wie man uns höheren Orts gern gewöhnen möchte. Ihr Amerikaner berechnet Alles nach dem Gelde, der Mensch ist Euch eine Zahl, seinen Werth bestimmt nur die Menge seiner Dollars, er selbst, der innere Mensch, ist nichts. Hat er kein Vermögen, hat er auch kein Ansehen, fast keine Ehre möchte ich sagen.“

„Das letzte ist gradezu falsch, Dalberg, das übrige nur zum Theil wahr. Wir haben unsere Mängel und rechnen etwas scharf, aber wir haben dafür ein Vaterland auf das wir stolz sind; wir bilden eine Nation, die jeder von uns so hoch hält, wie die goldenen Sterne unserer Flagge. Wehe Jedem, der es wagt sie anzurühren.“

„Wie das ausbraust,“ schaltete die junge Frau begütigend ein; „Sie sind übrigens geschlagen, Herr Dalberg, der amerikanische Charakter mag seine Mängel haben, aber er steht als Nationalcharakter höher wie der deutsche.“

„Das würde eine Amerikanerin niemals eingestehen,“ erwiderte Southey sich dabei verbindlich gegen die Dame verneigend.

„Sie müssen mich als Deutsche mit meinen Fehlern annehmen; Sie wissen, es ist unser größter, daß wir fremdes Verdienst über die Gebühr schätzen.“

Noch eine längere Zeit fuhr man in dieser Weise fort, die gegenseitigen Nationalinteressen auf eine harmlose Weise zu verfechten, wobei Amerika, obgleich es nur einen Vertreter hatte, doch gegen unser gutes zerstückeltes, meerverschlossenes Vaterland im Vortheil blieb. Bald lehrte man in die Halle zurück, um der laum angeregten Bowle näher auf den Grund zu gehen. Der Doctor und der ehrwürdige Geistliche, denen die Gegend längst bekannt war, und die sie bei jeder irgend denkbaren Beleuchtung gesehen haben mochten, hatten schon längst durch kleine eingeschaltete Aeußerungen, als: „es fängt an etwas kühl zu werden, sobald die Sonne unter ist, entsteht immer ein kalter Zug“ u. s. w. diesen erwünschten Augenblick herbeizuführen gesucht. Im Zimmer schaute man sich um den Tisch, scherzte und lachte, wie es am Rhein und überhaupt unter fröhlichen Menschen üblich ist.

In der Halle hingen eine Menge mit Geschmack gewählte, sonst nicht sehr werthvolle Kupferscheide und Steinbrüche. Southey hatte sie der Reihe nach betrachtet, und stand bereits eine längere Zeit vor zwei Bildern, die übereinander aufgehängt waren. Das eine war das bekannte Bild von Beder: „Die vom Gewitter überrasteten Landleute.“ Man sieht vorn in einem noch von der Sonne grell erleuchteten Kornfelde Schnitter, Männer, Frauen, Mädchen und Kinder, in höchster Aufregung und Angst nach dem fernen Heimathdorf blicken, über dem bis in das Zenith des Horizonts ein schwarzes, schwarzes Gewitter hängt, und von dem eben ein Strahl in das friedliche Dorf gefahren ist und gezündet hat. Noch liegt der Schrecken des fürchterlichen Donners auf allen Gesichtern, man glaubt den Donner selbst zu hören, so schön und wahr sind seine Wirkungen hier in den Zügen der Landleute wiedergegeben.

Das andere Bild trug die Unterschrift: „Auswanderer am Meeresufer.“ Es ist von Nichter gemalt, weniger bekannt als das eben beschriebene, aber gewiß mindestens eben so schön. Ein Zug deutscher Auswanderer erblickt zum ersten Male das weite, bewegte, grau daliegende Meer, hinter welchem sie die neue Heimath aufsuchen wollen. Ein kräftiger, muthvoll aussehender Mann führt einen Fiel, auf dem seine Frau mit einem Säugling auf dem Arme sitzt. Er zeigt ihr das nie gesehene Meer und die ausgestreckte Hand deutet die Festigkeit seiner Seele an. Sie aber blickt sorgenvoll und mit trübem Blick auf die weite öde Wasserfläche und bange Ahnungen durchziehen ihr Herz. Ihnen zur Seite folgen die Kinder; zuerst ein Mädchen von vielleicht zwölf Jahren, der Ausdruck des Gesichtes ist kindliche Verwunderung; ein anderes, einige Jahre älter, bereits zur Jungfrau erblüht, trägt einen Theil der mitgenommenen Habe auf dem Kopfe, ihr Blick ist nicht auf das Meer gerichtet, sondern nur einer ihrer Arme dahin ausgestreckt, mit dem sie noch Nachkommenden den niegesehenen Anblick andeutet. Sie ist eine liebliche, schlante Mädchengestalt, mit kurzem Röckchen und von gold-blonden Locken umwäht. Ein kleiner Knabe hat den Hund, den er am Strid geführt, vor Erstaunen losgelassen und läuft eilig, obgleich mit einem Korbe beladen, um dem großen Wasser schnell so nahe als möglich zu kommen. Hinter den beiden Eltern erblickt man noch den Großvater, der seine kleine Thonpfeife aus dem Munde genommen. Ein junger Mann mit seiner eben so jungen Frau, die

sich ängstlich an ihn schmiegt, vor ihnen ein kleines dreijähriges Mädchen scheinen ebenfalls zur Familie zu gehören; nicht aber die übrigen Personen, die aus dem Hintergrunde über den Dünenrand heraufkommen. Am Ufer des Meeres stehen bei zwei Rähnen einige Fischer in der ihnen eignen Tracht, welche von der unserer Landleute, welche der Maler dem Schwarzwalde entnommen zu haben scheint, gewaltig absteht. Das Bild ist mit großer Wahrheit aufgefaßt und bringt deshalb einen eigenthümlich wehmüthigen Eindruck bei Jedem hervor, der es sieht und Phantasie genug besitzt, sich in die Empfindungen der dargestellten Personen zu versetzen.

„Gefallen Ihnen die Bilder, Southey?“ fragte Dalberg, „daß Sie dieselben so lange und aufmerksam betrachten?“

„Es ist Wahrheit darin, viel Wahrheit — auch scheinen sie in einem gewissen Zusammenhange zu stehen, wenigstens könnte man leicht eine Geschichte daraus machen.“

„Eine Geschichte? Wie kommen Sie darauf, Southey? Mir sind sie eine Geschichte und zwar eine sehr traurige,“ erwiderte Dalberg mit einem wehmüthigen Ernste.

„So mögen sie seyn,“ fuhr Southey ohne diese Bemerkung zu beachten fort, „so mögen sie seyn, froh und voller Hoffnungen, wenn sie die Reise antreten nach unserem Vaterlande, das nun auch das ihrige werden soll; aber wie anders schon sehen sie aus, wenn das Meer zwischen ihnen und Deutschland liegt und sie zuerst den Boden Amerika's betreten — wie anders wieder nach wenigen Wochen, in welchen sie sich nutzlos in den großen Städten herumgetrieben und häufig den Rest ihres kleinen Vermögens verzehret haben!“

„Oder darum betrogen sind,“ schaltete Dalberg ein.

„Wir haben sie ja zusammen gesehen, lieber Dalberg,“ redete jener weiter, „tausende Deiner unglücklichen Landsleute, welche kaum auf die elendeste Weise ihr Leben zu fristen vermochten, und keine Mittel mehr besaßen, um den Westen, das eigentliche und ursprüngliche Ziel ihrer Wanderung zu erreichen.“

„Wohl haben wir sie gemeinschaftlich gesehen,“ entgegnete Dalberg, „mein Herz blutet mir immer, gedente ich jenes Anblicks; aber es scheint einmal die Bestimmung zu seyn, daß Amerika hauptsächlich von Deutschland bevölkert werde, und es wird geschehen, ungeachtet Ihr die neuen Ansömmlinge auf die unwürdigste und für ein großes Volk schmähtige Weise zu Grunde zu richten strebt, und kein deutscher Staat mehr thut, als seinen Bürgern, die ihn verlassen, die Erlaubniß zum Auswandern zu erteilen.“

„Du weißt es, Dalberg, wer sich in Amerika nicht selbst hilft, dem ist dort schwer zu helfen. Wir verlangen selbstständige Männer, die schaffen und arbeiten! Es ist Raum genug vorhanden, Mittel und Wege überall zu einem unabhängigen, sorgenfreien Bestehen, aber die Deutschen sind gewohnt in vielen Dingen Andere für sich handeln zu lassen — und das ist in Amerika unausführbar.“

„Es mag seyn, daß wir unsere deutschen Gewohnheiten so leicht nicht verlieren, auch gehen wohl Viele fort, ohne irgend eine Vorbereitung, ohne jegliche Kenntniß Curer Sitten und Gewohnheiten, aber das Alles rechtfertigt nicht, daß man dort wie die Harpyien über die unerfahrenen Ansömmlinge herfalle und nicht eher von ihnen ablasse, bis der letzte Blutstropfen ausgesaogen ist.“

„Es giebt überall schlechte Menschen, Dalberg, in Amerika nicht mehr, sondern gewiß weniger, als in dem civilisirten Europa. — Aber sagten Sie nicht, jene beiden Bilder seien eine Geschichte für Sie? Erzählen Sie, ich will dabei die Darstellungen der Künstler betrachten und die Figuren lebendig werden lassen.“

„Ein ander Mal, Southey — Morgen, heute nicht — denn Sie würden nichts lebendig machen, als die Trauer und den Schmerz, um Menschen, die wir Alle gekannt und geliebt haben.“

„Können Sie ihr Andenken würdiger ehren, als wenn Sie einem theilnehmenden Freunde ihre Schicksale mittheilen?“

„Wenn Sie darauf bestehen — so mag es seyn. Hole den Becher, Mathilde! Vorher wollen wir ihn füllen und zur Erinnerung an Denjenigen daraus trinken, der ihn mir beim Abschiede als letzte Liebesgabe zurückgelassen.“

Die Frau Dalberg's, an welche die Worte ihres Mannes gerichtet waren, brachte mit einem feierlichen Ernste ein hohes Kelchglas von einfacher Arbeit. Dalberg füllte es mit duftendem Weintraut und reichte es, ohne die Kühlung, welche ihn sichtlich ergriffen hatte, verbergen zu wollen seinem Freunde.

„Trinken Sie, lieber Southey, und lassen Sie den Pöbel herumgehen; so wie heute, hat dieser Becher in vergangenen fröhlichen Tagen in Gesellschaft derer, welche niemals mehr mit uns vereint seyn werden, oft unsere harmlosen Feste gegeben.“

Southey nahm das ihm mit einer gewissen Feierlichkeit gereichte Glas und betrachtete es mit aufmerksamer Theilnahme.

„Lassen Sie mich erst die Inschrift lesen,“ sagte er:

„Nie Mangel von Gefühl

Und nie Gefühl von Mangel.“

„Das Erste ist stets eine Wahrheit bei ihm geblieben — das Letzte dagegen ihm im vollsten Maße zu Theil geworden,“ bemerkte Dalberg, nachdem Southey jenen einfachen Wunsch gelesen hatte. Der Becher machte die Runde in der Gesellschaft; als er zu Dalberg zurückgelommen und dieser den Rest seines Inhaltes geleert hatte, begann er seine Erzählung. (Fortsetzung folgt.)

Compaß und Senkblei zur glücklichen Reise durch das klippenvolle Meer dieses Lebens.

(Fortsetzung.)

147tes Kapitel.

Jedes Glied der menschlichen Gesellschaft muß nach seinen Kräften an seinem Platze wirken.

Jeder Mensch, der mit Ernst und Kraft arbeitet, arbeitet an der Verschönerung des Weltganzen, seine Berufsarbeit sei welche sie wolle. — Die Hausfrau, die ihre Familie durch ihren sorgenden Fleiß beglückt, ihr Häuschen schmückt, ihre Kinder erzieht und zu braven thätigen Menschen bildet, legt tausend Keime, die später als schöne Pflanzen emporwachsen und den Fleck des Weltganzen, auf dem sie gewirkt, dem Urbild des Paradieses ähnlicher machen werden. Das arme Mädchen, das schneibend und nähend von Haus zu Haus geht und mit Aufmerksamkeit und gutem Willen Hilfe leistet für geringen Lohn, bei den Arbeiten anderer Familien, trägt auch ihr Theilchen bei zur Verschönerung des großen Weltganzen, denn dieses besteht nur aus Atomen, von denen jedes einzelne an seinem richtigen Platze seyn, nach seinen besten Kräften wirken muß, soll das All vollkommen seyn.

Jedes Glied der menschlichen Gesellschaft muß nach seinen Kräften an seinem Platze wirken und es wird etwas Gutes hervorbringen; nur diejenigen sind unnütze Knechte, die ihre Kraft nicht anwenden, entweder weil sie dieselbe für zu erhaben halten, um an dem Platze zu wirken, wo sie stehen, oder weil sie sich früh gewöhnt haben, ihren Thätigkeitstrieb nicht auf das, was ihnen selbst und Andern nützt, sondern nur auf das, was ihnen Vergnügen schafft, zu verwenden. — Beides sind fehlerhafte Richtungen unserer Zeit und gewissermaßen auch unseres Geschlechts. Viele wadere, mit Tatkraft ausgerüstete Frauen verbringen ihr Leben in schwachvoller Unthätigkeit, weil sie ihren weiblichen Beruf ihren schönen Kräften nicht angemessen halten. Sie klagen den Himmel an, der sie als Weiber schuf, legen die Hände in den Schooß und träumen von einem Utopien, das kommen müßte, damit es ihrer würdig sei, darin zu wirken. — Hilf dir selbst, so hilft dir Gott! Es ist kein Lebensverhältniß so schlimm, daß es nicht durch muthige Thätigkeit um etwas verbessert werden könnte, und wer im Kampf mit der Brutalität, der Armuth, der Lieblosigkeit nur einen kleinen Sieg erkämpft, wer die Steine, die sein Menschenberg beschweren, nur um eines Fingers Breite von sich abgewälzt hat, der hat schon etwas Großes errungen. Er hat sich selbst Lust verschafft und seiner Umgebung, und denen, die gleich ihm kämpfen, gezeigt, daß die Last zu bewegen sei.

Gerade diejenigen Weiber, die mit besonders schwerem Geschick zu kämpfen haben, sind zu diesem Kampfe auch berufen, Gott miß die Last nach der Kraft und die Kraft wächst in der Arbeit. — Wir, die wir uns Christen nennen, dürfen und sollen vor keiner schweren Lebensaufgabe zurückschrecken. (Fortsetzung folgt.)

Ein Scherz Mentischilow's.

In der sehr interessanten „Reise in Gefolge der allirten Armeen nach der Türkei und Krim,“ die bei H. Scheube in Gotha erschienen ist, wird folgende hübsche Anekdote erzählt: „Mentischilow befand sich in Sebastopol. Eines Morgens fanden die Offiziere, welche ihm die gewöhnliche und vorgeschriebene Aufwartung machten, ihren Großadmiral zu ihrem Besremden noch im Schlafrock und erkundigten sich daher mit Besorgniß nach seinem Befinden. „Nein,“ antwortete er, „ich bin nicht krank, aber ein seltsamer Traum, den ich diese Nacht gehabt habe und Ihnen nothwendig mittheilen muß, beunruhigt mich.“

„Mir träumte, ich befände mich in der Vorhalle des Paradieses. Es wurde angelockt. Wer da? fragte der heilige Petrus. — Wir sind unser 600 Franzosen. — Wo kommt ihr her? — Wir sind in einem Gefechte in Afrika gefallen. — Wartet ein wenig, damit ich erst nachsehen kann, ob Ihr die Wahrheit redet. — Der himmlische Pförtner durchließ den Moniteur, überzeugte sich, daß die angegebene Zahl mit der Wahrheit übereinstimmte, schob den Riegel zurück und sagte zu den afrikanischen Soldaten: Ihr seid eben keine guten Christen, allein das thut nichts; tretet immerhin herein, da Ihr nicht gelogen habt.“

„Es wurde abermals angelockt. — Wer kommt? fragte der heilige Petrus wiederum. Wir sind hier 900 Engländer und wurden in Oberindien von den Scheits getödtet. — Und abermals verglich

Sci. Peter die angegebene Zahl mit den offiziellen Berichten des Generalgouverneurs von Ostinden, öffnete dann den Rothrocken die Himmelsthor und sagte: Tretet herein! tretet herein! Ihr seid zwar nicht viel werth, aber die Rechnung stimmt."

"Es wurde zum drittenmale an die Pforte geklopft. — Wer pocht? fragte Petrus wiederum. — Wir sind 1200 Russen, lautete die Antwort. — Gut, meine lieben Kinder, von woher seid Ihr? — Von den Donaufnern, wo wir für den heiligen Glauben von den Heiden erschlagen worden sind. — Das ist ganz gut, aber harret einen Augenblick, bis ich in meinen Papieren nachgeschlagen habe. Und alsbald fing er an in den letzten Nummern der offiziellen Zeitung von St. Petersburg zu blättern. Plötzlich aber schlug der heilige Bförtner das Buch ganz jörnig wieder zu und rief durch das Schlüßelloch: Geht zum Teufel! Ihr Schurken? Haltet Ihr mich für einen Dummkopf? Ihr stellt Euch da 1200 Mann stark dar, um ins Paradies zu kommen, während ich aus Gortschakoffs Bulletin ersehe, daß nur Zwei getödtet worden sind!"

Die Offiziere kamen in große Verlegenheit, denn sie mußten befürchten, Gortschakow zu beleidigen, wenn sie über den Einfall lachten, Mentshilow dagegen, wenn sie nicht lachten, und so standen sie da und sahen einander an.

Ringe in Fischeingeweiden.

Die Geschichte von Ringen, die man in Fischen gefunden, ist so alt wie Plinius; hier ein Paar neuere Fälle. Eine Mrs. Todd aus Deptford suchte vor nicht gar langer Zeit, während einer Bootfahrt, ihrer Reisegesellschaft zu beweisen, daß Niemand arm zu seyn brauche, wenn er nur den festen Willen habe, es nicht zu seyn. Der Streit darüber erregte sie dergestalt, daß sie ihren Ring vom Finger zog und ihn mit den Worten: „es ist eben so unmöglich für den mit aller Willenskraft dagegen Anstrebenden, arm zu seyn, als ich diesen Ring jemals wiedersehen werde,“ in das Meer warf. Zwei Tage darauf, nachdem man gelandet, kaufte sie einige Madrasen und übergab sie ihrer Köchin zur Zubereitung für den Tisch. Welch Wunder! In den Eingeweiden eines dieser Fische fand die Köchin einen Ring, den Mrs. Todd augenblicklich für den erkannte, welchen sie den Meeresfluthen auf Nimmerwiedersehen übergeben hatte. — Im Jahre 1765 fand man in dem Magen eines Stodfisches einen goldenen Ring. Er hatte so lange darin gelegen, daß die Inschrift völlig verschwunden, die Platte jedoch, worauf dieselbe eingravirt gewesen, noch übrig war. Stodfische verschlingen, gleich Haifische, Alles was ihnen vorkommt, man hat in ihren Eingeweiden gelegentlich Stücke Holz, Tuch u. s. w. gefunden; ja in einem fand man ein ganzes Buch. Wir erwähnen bei dieser Gelegenheit noch, daß einst ein Haifisch zum Staatszeugen ward (in England). Man fand nämlich in dem Magen eines solchen Raubthieres das Tagebuch eines Seeräubers, der nach Erwerbung großen Reichthums sein gefährliches Metier aufgegeben und in aller Gemüthlichkeit von dem Ertrage seiner Uebelthaten lebte. Er wurde sofort verhaftet, überführt und endete durch den Strang.

Ein tiefes Geheimniß.

Léger, der Friseur der großen Oper zu Paris, war ein Original. Er begann seine Schöpfungen folgerecht mit dem Chaos, das er auf dem ihm anvertrauten Haupte anrichtete. Mit untergeschlagenen Armen, wie Napoleon I., starrte er dann nachdenklich vor sich hin, bis er sich „inspirirt“ fühlte, worauf er in fieberhafter Erregung, wie etwa Paganini den Bogen, seinen Kamm ergriff und nun oft den tollsten Bizarrieries freien Lauf ließ. So flocht er eines Tages in die Locken einer der schönsten Pariserinnen — ein Paar seidener Strümpfe ein, welche die Dame für ihre Chaussüre neben sich gelegt hatte. Die seltsame Coiffüre erregte auf dem Ballé so allgemeine Bewunderung, daß die Dame am nächsten Tage von allen Seiten bestürmt wurde, das Geheimniß dieses unvergleichlichen Kopfsputzes zu verrathen. Sie konnte Dies, ohne sich voraussetzlichem Ridicule auszusetzen, natürlich nicht thun, und so brachte ihr diese Cabrice Léger's schließlich ein Duzend unverzöhnlicher Feindinnen.

Auch ein Gewerbe.

Die Bewohner der schleswigschen Insel Amram sind, wie alle Bewohner der Westküste, im Allgemeinen tüchtige Seeleute. Ihre Redheit rettet manch Menschenleben, wenn auch nicht immer der edelste Beweggrund sie dazu anspornt, dem Sturme und den Wellen zu trotzen, um den Bedrängten zu Hülfe zu eilen. Diese Inselbewohner ernähren sich größtentheils durch das Scheitern der Schiffe. Zwei Meilen westlich vor Amram befindet sich eine ganze Kette verstedter Untiefen, an welche die Schiffe oft anlaufen. Die Zeit ist nun zwar vorüber, wo man dort von der Kanzel betete, „daß Stranden, wenn es geschehen solle, möge doch an diesen Küsten statt-

finden“, allein im Herzen mancher alten Seeratte tönt noch immer dieses Kirchengebet, und wenn der Sturm heult und die Brandung zischend braust, eilen die Bewohner in Menge auf eine Anhöhe mitten auf der Insel, auf welcher eine Art Schiffsmast errichtet ist, von welchem man eine weite Aussicht über das Meer hat. Von hier aus wird das Signal gegeben, wenn ein Schiff sich in Gefahr befindet und sofort sind alle Hände zum Retten bereit.

Da das Stranden der Schiffe so weit vom Lande aus geschieht, ist es mit großer Gefahr verknüpft, den Schiffbrüchigen zu Hülfe zu kommen. Es sollen die Amramer auch gerade nicht sehr bescheidene Forderungen für das Lootsen und Bergen machen, und früher soll es nicht selten geschehen seyn, daß der unarmherzige Lootse, dem es nicht gelang, von dem Schiffer die Summe zu erpressen, die er sich wünschte, das Schiff sich selber überließ und ruhig des Unterganges desselben harrete, um sich dann mit Dem zu bereichern, was ihm das Meer von der Ladung brachte. Allein hat der amramsche Lotsee einmal das Commando übernommen, dann rettet er auch, wenn Rettung möglich ist; er kennt das Fahrwasser genau und er verliert den Muth nicht in der Gefahr. „Gott steh' uns bei!“ seufzte ein Schiffer in seiner Noth. — „Er kennt das Fahrwasser nicht besser als ich,“ sagte halb beleidigt der alte Amramer, der das Ruder ergriffen hatte.

Goldförrer.

„Gott gab dem Menschengeschlecht den Erdball, diesen kleinen dunkeln Stern, um das Paradies, von dem wir träumen, durch eigne Kraft auf demselben herzustellen, und Jeder von uns soll sein bescheidenes Theil dazu beitragen, diese Welt in einen Garten Gottes zu verwandeln.“

„Wer immerfort mit Ernst kämpft, ringt und arbeitet, wird das erringen, in dessen vollem Besitz alle andern Besitzthümer unnötig werden, Frieden in sich und das Bewußtseyn seines eigenen Wertthes.“

Für diejenigen, welche nur nach Vergnügen jagend, das Glück der Thätigkeit fliehen, ist die Noth die beste Erzieherin. Klopft sie mit ehernem Finger an, so ist Arbeit die einzige Retterin vor dem Abgrund des Glendes und der Schande.

Maritäten Kästlein.

†† Ein Stuttgarter fand, daß sich die Haut seiner Finger während und in Folge der Kälte bedeutend zusammenzog, während sie sich in der Hitze ausdehnte und immer breiter wurde, so daß die Fingerringe darin wie geschwollen ausfielen. Dieß brachte ihn auf den Gedanken an die Grundursache der „kurzen und langen Tage.“ Im Winter, so schloß er, sind die Tage kurz, weil die Kälte sie zusammenzieht, im Sommer sind sie lang, weil die Hitze sie ausdehnt.

†† Ein Rüstler ging mit seinen CurrendeKnaben einem Leichenzuge voran. Die Jungen liefen bunt durcheinander. — „Wollt Ihr Halunken wohl zwei und zwei gehn!“ schrie der Rüstler. Sie ordneten sich, und siehe, einer blieb allein. — „Hierher, Du Schlingel, zu mir!“ rief ihm der Rüstler zu, „es sollen immer zwei und zwei von Euch Halunken zusammengehen, und fehlt einer, so trete ich mit zu.“

Stechpalme.

← Wenn im Korn viele Palmen stehen, die mit leeren Aehren über die andern hinausragen, so sagen die Bauern in der Wetterau: der Roggen junkert. Im Schwedischen heißt müßig gehen — junker era.

Charade.

A.
Wir sind die Erste sag' ich Dir,
Doch nimmer willst Du's glauben,
Man wird im dunklen Waldrevier
Uns wahrlich noch berauben.

B.
Ei was! da schimmert freundlich schon
Die Zweite uns entgegen,
Dort wird für die Beschwerde Lohn!
Dort wollen wir uns pflegen.

A.
Ich folge nicht dem schwanken Schein,
Er könnte uns betrügen.
Wohl gar das böse Ganze seyn,
Laß Dir die Warnung g'nügen.

Auflösung des Räthfels in No. 35:
Schadenfreude.

Redigirt, gedruckt und verlegt von Wilb. Brandecker.